

Trauer, Scham und Schuld

Liebe Mitchristinnen und Mitchristen,

In der Ruhe des Urlaubs komme ich wie von selbst zum Nachdenken. Die ersten Tage beschäftigt mich dann, was in den letzten Monaten gewesen ist. Vor allem, wenn ich zu Bett gehe, steigen die Erinnerungen hoch. Schöne Erfahrungen, dichte Begegnungen, ungelöste Konflikte usw. beschäftigen mich dann und machen das Einschlafen schwer. Aber nach einer gewissen Zeit gesellen sich zu den Erinnerungen auch die Ideen für die Zukunft. In dieser Phase sind es Projekte und Pläne, die mich beschäftigen, was unseren Gemeinden guttun könnte, was ich gerne ausprobieren möchte und ob es da vielleicht Mitstreiter geben könnte. In dieser Zeit fallen mir viele Themen ein, die ich einmal in einem Monatsbrief schreiben möchte. Mitten in diesem kreativen Prozess kam die Nachricht, dass die Kirche in Philadelphia von einem großen Missbrauchsskandal betroffen ist – und all meine Träume und Pläne stürzten wie ein Kartenhaus zusammen. Meine Freude an dem, was da vielleicht möglich werden könnte, meine Phantasie und meine Ideen wurden dadurch entwertet. Wie sollen die Menschen, auf die ich zugehen will, denn überhaupt noch bereit sein zuzuhören und sich einzulassen? Wie soll denn da noch Vertrauen entstehen?



In meiner Jugendpfarrerzeit in Ulm habe ich einige Male mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen gesprochen, die missbraucht worden sind. Jahre später, 2010, als die Verstrickungen unserer deutschen Kirche in den Missbrauch aufgedeckt wurden, war ich in Paris. Ich sah und hörte aus der Distanz, wie Scham, Schuld und Trauer unsere Kirche lähmten. Meine Mitbrüder erzählten mir, dass sie nun unter einem Generalverdacht stünden und dass das Vertrauen in die Priester erschüttert sei. Ich dachte auch an die Jugendlichen mit ihren Missbrauchserfahrungen aus meiner Ulmer Zeit. Jene, mit denen ich eine besondere Vertrauensbasis hatte, rief ich dann nach mehr als 10 Jahren an. Alle freuten sich über meinen Anruf, es waren fünf. Allen war gemeinsam, dass sie erzählten, welche Zäsur die Missbrauchserfahrung in ihrer Biografie war. Keine/r von ihnen wurde deshalb für immer aus seiner/ihrer Bahn geworfen. Keine/r hat seinen/ihren Täter je angezeigt. Die Vertrauensperson, den eigenen Vater oder Bruder, ja nicht einmal den schrecklichen Nachbarn anzuzeigen, ist nicht leicht. Und doch war

da etwas, das das Leben entscheidend verändert, es dunkel und schwer gemacht hatte. Eine Frau erzählte mir dazu einmal: „Wissen Sie, die Sache war irgendwie ambivalent. Da war die Sexualität, die neu und interessant war, und da war das Tabu und der Verrat an der Mutter. Das Schlimmste war, dass der Scheißkerl – sie meinte damit ihren Vater – mich in so große Gewissenskonflikte gebracht hat und ich in einer schrecklichen Einsamkeit war, weil ich mit niemandem darüber reden konnte.“

In solche Schuld ist nun meine Kirche verstrickt, weil sie mitgemacht hat an diesem System, das Kinder und Jugendliche in eine furchtbare Einsamkeit gebracht hat. Das ist bitter, und das tut nicht nur diesen missbrauchten Kindern und Jugendlichen weh. Es ist ein Schmerz für alle, die sich in diese Kinder einfühlen können. Unsere Kirche ist an diesen Dramen mitschuldig. Diese Erkenntnis tut richtig weh, weil es so weit weg ist von Gott und seinem Heil.

Es ist verständlich, dass manche/r sagt, zu dieser Kirche will ich nicht mehr gehören. Und so verwundert es mich nicht, dass wir um diese Zeit, als vom Missbrauch in Philadelphia berichtet wurde, einige Kirchnaustritte gemeldet bekamen.

Was tun? Ich glaube, das Beste, was wir tun können – und deshalb gibt es heute diesen Brief an Sie – ist, dass wir nicht wegschauen, sondern Räume schaffen, wo Kinder, Jugendliche und Erwachsene, die missbraucht worden sind, aus dem Schweigen ausbrechen können. Heraus aus dem Tabu und der Sprachlosigkeit hin zum Mitfühlen und Mitleiden. Das sind die ersten Schritte, die herausführen.

Ist es ein naiver Wunsch, wenn ich davon träume, dass nirgendwo mehr in und außerhalb unserer Kirche weggeschaut wird, wenn Kindern und Jugendlichen das Leben verdüstert wird, selbst wenn es sich um Bischöfe, Priester, Pädagogen, Trainer, Väter oder Mütter, handelt, die darin verstrickt sind?

Das fragt Ihr

Wolfgang Seidenher

Urlaub – Zeit der Kirchen



Haben Sie schon Urlaub gehabt? Kommt er erst noch?

Es sei die schönste Zeit des Jahres, so sagt man. Zeit zur Ruhe, Zeit für das Miteinander und Zeit für Kirchen. Für viele gehört das einfach zum Urlaub dazu. Ob Christ, ob Freigeist, ob normaler Tourist oder Bildungsbürger: Unterwegs werden ein paar Kirchen besucht. Manchmal kann man ja beim Besuch einer Kirche Weltkulturerbepunkte sammeln, weil Sakralbauten zum Besten gehören, was die Menschheit geschaffen hat. Manchmal markiert die Kirche einen besonderen Ort in der Landschaft, und beide bilden dann ein wunderschönes Ensemble. Die Birnau z.B. ist zwar an sich schon eine Wucht, aber in Kombination mit dem Bodensee ist sie erst überwältigend: Die Ansicht von der Ferne oder vom Schiff aus, oder wenn man aus der Kirche tritt und der Vorhof der Kirche wie ein wunderschöner Südbalkon einen erhebenden Blick auf den Überlinger See schenkt. Aber auch die daheimbleiben schauen nach den Kirchen aus: der Schönenberg und das Kloster Neresheim sind die Tops des Ostalbkreises, der zudem mit zahlreichen anderen Kirchenschätzen aufwarten kann. Auch ein der Kirche Fernstehender kann Kirchen besuchen ohne seine Distanz aufgeben zu müssen, denn sie gehören ja auch zur Abteilung Kultur. Aber Kirchen erfüllen ihre eigentliche Aufgabe erst, wenn sie uns zum Beten bringen oder beim Beten helfen. Manche bringen uns mit ihrer Architektur und Ausstattung zum Staunen, manche legen bei uns Gefühle frei wie Trauer, Freude, Erhabenheit, Vergänglichkeit; andere wieder helfen uns still zu werden und in uns zu gehen. Meine Versuchung in Kirchen ist, dass ich stets versuche, das theologische Konzept des Baus und der Ausstattung zu analysieren. Wieviel Leute habe ich da schon abgehalten, sich von einem Kirchenraum berühren zu lassen, weil ich meinte, ich müsse ihnen ganz viel erklären.

Das Wichtigste aber ist nicht die Architektur, sondern, dass Kirchen Gotteshäuser sind. Der Allmächtige kann natürlich nicht in eine Kirche eingesperrt werden. Menschen haben sie gebaut, damit Gott unter uns nicht vergessen wird, dass wir einen Ort haben, der anders ist als andere Orte, der keinen Zweck hat, außer dem, dem verborgenen und gegenwärtigen Gott Raum zu schaffen.

Die Urlaubszeit wird bald vorbei sein, die freie Zeit wird wieder geringer werden, aber die Kirchen stehen weiterhin mit ausgestreckten Armen offen. Ein kleines ewiges Licht erinnert an Gottes Gegenwart mitten unter uns. Wasserschalen flüstern uns das Geheimnis unserer Taufe zu: „Du bist mein geliebtes Kind. Ich freue mich an dir.“ Lichter setzten uns Zeichen, dass Christus unser Licht ist, selbst in großer Dunkelheit. Und dann ist da die Stille, die wir oft nicht einmal in unseren Wohnungen finden. Stille, die hinführt zu IHM. Und dann der glückliche und große Augenblick, wo ER uns berührt.

Neun Kirchen und drei Kapellen haben wir in unserer Seelsorgeeinheit. Elf von ihnen stehen uns Tag für Tag offen: Still, unaufdringlich, freundlich und bereit uns zu empfangen. So wird uns die Unterbrechung des Alltags leichtgemacht. In jedem Winkel unserer Stadt warten sie auf uns. Nicht nur zur Urlaubszeit. Der Psalmist dichtet dazu: „Ein Tag in den Vorhöfen deines Hauses ist besser als tausend andere.“ Ps 84,11. Mag er auch übertrieben haben. Gut sind die Stunden im Haus Gottes allemal.

Das meint Ihr Pfarrer

Wolfgang Seelinger

Von der Predigt

Vor Jahren gab es eine Kontroverse in der Kirche, als es den Pastoral-Referenten untersagt werden sollte, in den Eucharistiefiern zu predigen. Die Debatten waren heftig und laut. Bei einer jener sagte dann eine der Referentinnen: „Ich kann und darf predigen, denn ich habe dies gelernt.“ Ich dachte mir, dass das nun genauso falsch und genauso klerikal sei, wie wenn einer sagt: „Ich darf predigen, weil ich geweiht bin.“ Natürlich kann man vieles beim Reden lernen, aber wichtig ist doch die Berufung und dass jemand verantwortlich den Glauben erschließen will. Denn das ist doch die erste Aufgabe des Predigers, die Heilige Schrift zu studieren und ins Hier und Heute zu übersetzen. Dabei ist eine Predigt im Multimedialzeitalter etwas ganz Altmodisches. Schon seit mindestens zwei Generationen werden uns Informationen mit technischen Raffinessen übermittelt. In meiner Generation gab es schon die Lehrfilme in Geografie und Biologie. Später kamen dann interaktive Lernprogramme hinzu, und das Fernsehen bietet wunderbare Dokumentationen für ganz viele Bereiche an. Und während früher noch Tafelanschrieb oder der Overheadprojektor für eine Präsentation genügten, so muss es heute mindestens Power Point sein, um Inhalte herüberzubringen. In der Kirche aber wird weiterhin gepredigt, wie seit alters her. Theologen haben ja eh den Ruf, dass sie weltfremd sind. Kein Wunder also, dass sie den Anschluss verpasst haben.

Aber stimmt das so? Ich breche die Lanze für die gute alte Ansprache in der Kirche. Als ich mühsam den Schulunterricht lernte, schleppte ich zum Schutz vor den Schülern Overheadprojektor, Dias und Bilder in die Schule, eben das, was in jener Zeit als schulpädagogische Mittel auf der Höhe der Zeit war. All das würde die Schüler schon beeindruckern, meinte ich. Trotzdem wollte das mit dem Religionsunterricht einfach nicht klappen. Da sagte meine Mentorin (betreuende Lehrerin) zu mir: „Wolfgang, die Kinder wollen deinen Medienzirkus nicht, sie wollen dich“. Und ich war verwundert, angetan und verunsichert in einem: „Bin ich wirklich als Person so interessant, dass ich als Medium genüge?“ Natürlich bin ich das nicht. Aber wenn es um Religion geht, dann ist der Inhalt nicht von der Person zu trennen. Da steht das große Wort „Gott“ im Lehrplan, aber die Frage für den Schüler ist doch: „Was macht das aus ihm, was er gut vorbereitet und durchdacht hat?“

So ist es auch mit der Predigt. Natürlich soll das, was der Prediger sagt, gut durchdacht und verantwortet sein, und natürlich geht es nicht darum, dass da eine Bühne



für klerikale Narzissten geschaffen wird. Aber es geht bei der Predigt immer auch darum, dass der, der von Gott spricht, mit seinem Leben dahintersteht. Deshalb gehört zur Predigt nicht nur intellektuelle, sondern auch emotionale Redlichkeit. Das eine gehört zum andern. Eine rein theologische Herangehensweise bleibt kalt. Der Geist mag sich an den neuen Einsichten erfreuen, aber das Herz bleibt leer. Aber auch der Herzensglaube braucht Ergänzung, weil das, was mit dem Herzen gefühlt wird, auch vor dem Verstand bestehen muss, damit der ganze Mensch „ja“ zum Glauben sagen kann. Der Prediger legt nun offen, wie er versucht, diese beiden Pole im Blick auf Gott zusammenzubringen.

Jeder Prediger hat da seine eigene Art und kann mit dieser jene erreichen, andere aber nicht. Und dies ist spürbar. Wenn mir die Gemeinde nicht zuhören kann, dann raschelt es hier, dann hustet es dort, und dann denke ich: eigentlich könntest du jetzt einfach Amen sagen und allen wäre geholfen. Ein anderes Mal, da ist es dicht. Dann liegt eine gespannte Aufmerksamkeit in der Luft, und diese beflügelt, inspiriert und lässt den berühmten Funken überspringen. Und diese Momente sind es, die weit besser sind als jede Multimediashow, denn sie öffnen die Gläubigen auf den hin, der sie im Gottesdienst versammelt hat. ...

Helfen Sie den Predigern durch Ihre Ermunterung, durch Ihre Fragen, Ihre Ergänzungen und Ihren Unmut. So wird die Beziehung von Prediger und Hörern immer dichter und intensiver. Das tut allen gut. Ihnen wünsche ich aber weiterhin viele dichte Momente, die Sie im Glauben stützen und weiterbringen, wenn Sie eine Predigt hören. Auf ein gutes Miteinander,

Ihr Pfarrer

Wolfgang Seidmann